Ein Gang durch die Geschichte von Köniz

Autor(en): **Lerch, C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-649597

Nutzungsbedingungen

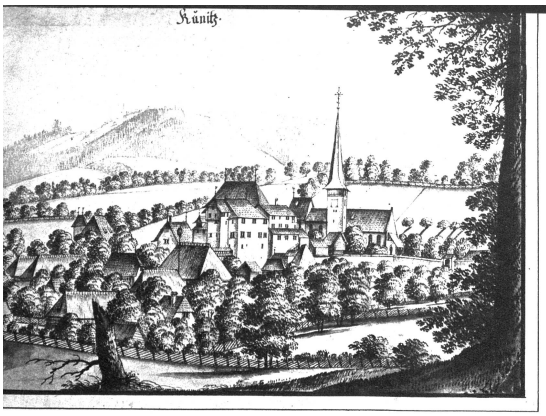
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Köniz um die Zeit von 1760–1765, nach einem Stich von Kauw, im Besitz des Historischen Museums in Bern

«Köniz bei Bern», sagt man heute. Einstmals war's umgekehrt: «Bern bei Köniz». Die Stadt Bern ist nämlich im abgelegenen Nordostzipfel der damaligen Kirchgemeinde erbaut worden; und noch während mehrerer Jahrzehnte mussten die Berner nach Köniz zum Gottesdienste. Die junge Stadt, die nicht viel mehr besass als ihre Türme und Mauern, ihre werkfrohen und wehrhaften Bürger, musste sich Namen und Ehre, Geltung und Bedeutung erst erwerben; denn es war ihr nicht ohne weiteres zu prophezeien, dass sie zum Mittelpunkte eines angesehenen Staates von europäischem Rufe heranwachsen würde.

Köniz dagegen erfreute sich schon damals eines zwar nicht gerade europäischen, aber doch weithinreichenden Rufes. Denn auf dem burgsitzähnlichen Kirchhügel war ein angesehenes *Chorherrenstift* zu Hause, eine Vereinigung hochgebildeter, würdiger Geistlicher. Solche Stifte gab es in unserem Lande nicht viele; das nächstgelegene war Interlaken. (Ein Stift genau gleicher Art besteht heute noch auf dem Grossen St. Bernhard.) In Köniz liefen alle Fäden des Kirchenwesens aus weitem Umkreis zusammen, und das will heissen, alle Fäden des geistigen Lebens überhaupt. Um uns der ganzen Bedeutung dieser Tatsache klar zu werden, müssen wir uns eben vergegenwärtigen, dass die Stadt Bern zu Köniz gehörte... Wer die Kirche von Köniz innehatte, der konnte die Politik der Stadt Bern bestimmend beeinflussen.

Und wie wichtig dies war, zeigte sich rasch genug, als der deutsche Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen mit dem Papst in Streit geriet!

Das junge Bern stand mit den Könizer Chorherren auf gutem Fusse; die Könizer Chorherren ihrerseits waren treue Parteigänger des Bischofs von Lausanne, dessen Hirtenstab bis zur Aare reichte; und der Bischof selber hielt, wie nicht anders zu erwarten, zum Papst.

Wer etwas durchsetzen will, findet immer eine Begründung für sein Vorgehen, Kaiser Friedrich nahm den Chorherren kurzerhand ihr reiches Könizer Besitztum weg und übergab es seinen Lieblingen, den Brüdern vom Deutschen Hause (dem Deutschritterorden). Das Chorherrenstift — so argumentierte er — sei seinerzeit ohne Erlaubnis des Reiches auf Reichsboden gegründet worden. Ueber die Tatsache, dass Köniz bei der Gründung des Stiftes zum selbständigen Königreich Burgund gehört hatte und dass die Begründung höchst Jadenscheinig war, ging der von Feinden ringsum bedrängte Kaiser kurzerhand hinweg. «Not kennt kein Gebot» — dieser Grundsatz ist alt, wie gesagt.

Die Chorherren setzten sich zur Wehr; nicht mit Waffengewalt, die ihnen ja nicht zur Verfügung stand; aber mit der ehrlichen Beredsamkeit ihres guten Rechtes. War nicht der Vorsteher des Stiftes, Propst Peter, der geachtetste und verehrteste Mann in weitem Umkreise?

Der «Könizer Handel» wuchs sich zum leidenschaftlich geführten Streite aus, der weit über die Grenzen des heutigen Schweizerlandes hinaus mit eifriger Spannung beobachtet wurde. Hüben und drüben kämpfte man mit ehrlichen und dann auch mit andern Mitteln. Die Burgerschaft der Stadt Bern, der der Streit im Hinblick auf ihre Zukunft sehr nahegehen musste, stellte sich nicht einheitlich auf die eine oder andere Seite. Kaisertreu, Freund des Deutschen Ordens, war Schulheiss Peter von Bubenberg. In mittelalterlich handfester Weise griff er zur Tat: er überfiel den Lausanner Bischof im Forstwald, misshandelte und beraubte ihn, jedenfalls, um ihm das Wiederkommen und die weitere Parteinahme gegen den Deutschen Orden zu verleiden. «Raubritter» darf man ihn deswegen nicht schelten. Er war von der Richtigkeit, wenn nicht seines Vorgehens, so doch seiner Stellungnahme so sehr überzeugt, dass er sich um den Kirchenbann, den der Papst nach geschehener Tat gegen ihn aussprach, keinen Deut kümmerte, sondern nach wie vor im Gottesdienste in der Köniz Kirche erschien; während anderseits ein grosser Teil der Berner Bürgerschaft diese Kirche boykottierte und vom Kaisersohne Konrad zum kirchlichen Gehorsam gemahnt werden musste.

Das waren Ereignisse, deren weltgeschichtliche Hintergründe eine ebenso grosse Bedeutung zukommt, wie später der Reformation, der Aufklärung — und in unsern Tagen der Auseinandersetzung zwischen Diktatur und Demokratie.

Schlussendlich blieben die Deutschritter in Köniz, nachdem der Streit fast zwanzig Jahre gedauert hatte (1226—1244).

Obenhin besehen, bedeutete der Besitzerwechsel keine grosse Aenderung. Denn die Bauern im Dorfe Köniz leisteten Zinsen und Abgaben genau in gleicher Weise wie vorher, und ebenso genossen sie die kirchliche Fürsorge (mitsamt Armenpflege), einfacher ärztlicher Hilfe und dergleichen wie früher. Für die Stadt Bern war der Wechsel schon einschneidender; denn eine beachtenswerte Pflege geistiger und kultureller Interessen war vom Deutschen Orden nicht zu erwarten. Und eines nicht zu vergessen: der Ueberschuss der (sehr reichlichen) Einnahmen des Hauses Köniz floss nach Deutschland und half dort die Kolonisationstätigkeit des Deutschen Ordens in fernen Preussenlande finanzieren. In übrigen führten die wenigen in Köniz ansässigen Ritter, wohl meist ältere — man möchte sagen pensionierte — Herren, ein geruhsames und an Tafelfreuden nicht armes Leben.

*

Geruhsam und beschaulich, wie das Leben der Deutschritter im Schlosse Köniz floss auch das Leben der Bauersame im Könizerlande dahin. Aufregende Tage brachen wenn die Glocken der nahen Stadt um wirksame Hilfe riefen und Könizer Freiwillige mit dem Mutzenbanner zuströmten; so beim Kampfe an der Schosshalde 1289, im Fatzenmertal (bei Oberwangen) 1298 und namentlich im Laupenstreit 1339.

Vollgültige Berner werden sie (die Könizer) erst später, nämlich infolge des Sempacherkrieges, 1388. Und dabei hat das Wort «vollgültig» erst noch manchen Behalt aufgefasst werden. Was Bern damals Oesterreich weggenommen hat, sind die eigentlichen königlichen Rechte zu Truppenaufgeboten, zum Steuerbezug — und nur selten zur Anwendung kam — der zur Fällung von Todesurteilen; mit anderen Worten: die hohe Gerichtsbarkeit. Die niedere Gerichtsbarkeit über einen Teil der Kirchgemeinde Köniz (Entscheid in Zivilstreitigkeiten; Betreibungswesen, Vormundschaftswesen, Hypothekarwesen, Strafsachen in Kleinigkeiten) hatte Bern von Anfang an besessen; denn der betreffende Teil der Kirchgemeinde (alles ausser Köniz-Dorf, Niederwangen und Farnern-Taufelgrben-Mittelhäusern) gehörte zum Stadtgericht. Von einer dritten und letzten Etappe wird nachher die Rede sein.

Geruhsam und beschaulich war, wie gesagt, der Alltag der Könizer Kirchgenossen — bis ein an sich nicht einmal sehr bedeutender Vorfall den Namen Köniz an aller Ohren und auf aller Lippen trug.

*

Was Mobilisationsmüdigkeit ist, das braucht man einem Zeitgenossen nicht erst zu erklären. Und dieser Müdigkeit brauchte sich kein Wehrmann unserer Tage zu schämen; denn sie schliesst die ehrliche soldatische Pflichterfüllung nicht aus.

Man schrieb das Jahr 1513. Seit Jahren immer wieder Truppenaufgebote; nicht zwar anstrengende, doch unbluttige Bewachungs-, Ausbildungs-, Ablösungsdienste, sondern zu Schlachtstaub und Blutdampf jenseits der Alpen. Immer wieder rollte das Hochwachtfeuer auf dem Gurten den Bauersmann vom Pfluge, den Handwerker von der Esse und der Werkbank weg. Lohnausgleich? Landdienst? Urlaub? Wehrmannsunterstützung? Lebensmittelrationierung, d. h. gerechte Verteilung — Lauter unbekannte Dinge. Verpflegung, Unterkunft, Sold? Sehr unsichere Güter.

[illegible] und Sold hängen ab vom [illegible] oder Nichtfunktionieren des [illegible] durch die Gemeinden; das ist [illegible] Sache, um die sich der Staat nicht zu [illegible] hat. Austausch von Kleidern, Waffen, Schuhen? Gibt's nicht. Der Wehrmann rüstet sich selber aus. Wer hat, der hat.

Der Wehrmann leidet, entbehrt und — [illegible]. Wer trägt, so frägt er sich, den Nutzen davon? Doch wohl jene Berner Herren, die Kriegspolitik machen und dafür Gold einstecken, gleissendes Franzosengold.

Es mottet im Volke. Murren, verbissenes Schelten und Schimpfen. Böse Worte [illegible] jedem Märktzystig, den Gott werden [illegible] absonderlich in Schankstuben und Gelagern. «Der Wein erfindet nichts; er [illegible]tet's nur aus.»

Wein floss reichlich an der Könizer Chilbi am 26. Juni 1513. Zahlreich war Kirchvolk aus der Umgebung herbeigeströmt; bewaffnet, wie es Brauch und Sitte [illegible]. Schier unversehens standen auf der Strasse bei dreihundert übermütiger Gesellen beisammen: «Auf nach Bern, zur Abrechnung mit den Kronenfressern!»

In Bern viel Geschrei, viel Lärm, viel [illegible]ens und Trutzens; und beklemmend [illegible] erinnerte sich jetzt das Stadtvolk daran, dass vier Monate früher fastnachtsmässig ausgelassene Verkleidete die «dumme Furen» lächerlich gemacht hatte... [illegible] die Stunde der Vergeltung? Man [illegible] nicht wissen. Gefährlich genug [illegible] der Ueberfall freilich aus: ein Wirtshaus wird geplündert; einem Mitgliede der Regierung werden Kisten und Kasten gebrochen; einem andern Mitgliede der Regierung stürmt man polternd, mit erhobener [illegible] Haus, der aber, zugleich der [illegible] und der Gewandteste, lächelt, [illegible] Wein — und das Ende [illegible] wie es sechs Uhr schlägt, tanzen [illegible] Dreihundert an der Kreuzgasse [illegible] Hinleihen, scharf beobachtet vom [illegible]dessen unter die Waffen getretenem [illegible]volk — und ziehen dann wieder etwas laut, aber völlig harmlos, Köniz zu, [illegible] dort die Kilbi fertig zu feiern. Der [illegible] alte bernische Grundsatz «Me mues [illegible] gäng grad ds Wüeschtische alles mache» hat sie zur Besinnung gebracht. Ohne einen Tropfen Blutes vergiessen zu müssen, hat die Regierung gesiegt. Freilich kriegen in den nächsten Tagen die Landleute da und dort Gelüste, auch zu «könizern»; aber es bleibt so ziemlich beim Gelüsten. Freilich wetterleuchtet's zeitweise recht grell; Köpfe von Kronenfressern fallen; aber die Regierung bleibt Meister, indem sie Zwang und Nachgeben weise mischt.

Das war der Könizeraufstand von 1513.

*

Im Reformationsjahr schickt Bern die Deutschritter zu Köniz weg; heim ins Reich! — Auf dem Schlosse wattet, verwaltet und rechnet jetzt ein Vogt aus der Stadt. Der Deutsche Orden reklamiert und beruft sich auf sein gutes Recht. Bern gibt nach zwei Dutzend Jahren nach und erstattet Köniz (und Sumiswald) dem Orden zurück; doch muss der Verwalter ein Berner sein. Der Reingewinn fliesst jetzt, statt in die bernische Staatskasse, wieder nach Deutschland ab.

Mit den Jahren wird den Ordenshäuptern draussen im Reich die entlegene Besitzung Köniz doch zu beschwerlich. Man klopft bei den Gnädigen Herren in Bern an: Wie wär's mit einem Kauf? Im Berner Rathause wird gerechnet, geprüft und überlegt. Man weiss nämlich genau, wieviel Geld alljährlich von Köniz nach Deutschland zieht, und demgemäss ergibt sich der Kaufbetrag von selber; im Grunde genommen, ist es eine Kapitalanlage, eine, die sich rentieren soll. Nach etwichem Markten einigen sich Käufer und Verkäufer auf hundertzwanzigtausend Taler, das mag etwa soviel ausmachen wie sechs Millionen heutiger entwerteter und abgewerteter Schweizerfränklein. «Die Könizdörfler schmunzeln; sie können bei dieser Aemterung, bei Lichte besehen, nur gewinnen; und sie sind endlich ganz vollwertige Berner geworden.» Fuxe gab's nüt meh!

Und um 1780 regiert über die Zwerglandvogtei Köniz der damals berühmteste Berner, der preussische General Rupertus Scipio von Lentulus. Stellen wir uns vor, ein schweizerischer General würde im höhern Alter, zwecks guter Versorgung bei nicht zu anstrengender Arbeit — belohnungsweise — mit der Stelle eines Regierungsstatthalters betraut, und zwar nach seiner eigenen Wahl... so ungefähr war die Sache mit General Lentulus. Wie es scheint, gefiel es ihm in Köniz gut, und wenn er gelegentlich eine kleine Luftveränderung wünschte, so war's nicht weit zu seinem Landgute Monrepos im Weissenstein, wo in schnurgerade gezogenen Beeten blecherne Tulpen blühten, ausgerichtet wie preussische Soldaten. Dunkle Gerüchte wollen wissen, der General schlafe noch heute im verschlossenen Gartenhause zu Monrepos, und er werde aufwachen und wiederkommen, sobald der Schweiz ernstliche Kriegsgefahr drohe.

In jener Zeit war die Schweiz das Mode-Reiseland; in die Alpen wagten sich die fremden Gäste, zumeist Fürstlichkeiten, Studenten und Dichter, noch nicht so recht; aber das bernische Hügelland sah stetsfort ausländische Besucher. Wer's konnte, der schrieb nach der Heimkehr ein Buch über die erlebte Schweizerreise; und da stand immer wieder zu lesen von den reichen Berner Bauern; als einer der Orte, wo sie gut gediehen, wird hie und da auch Köniz genannt. Allerdings war hier die Möglichkeit, zu Wohlstand zu gelangen, grösser als anderswo; denn schon recht früh hatte sich hier die Wirtschaft günstig entwickeln können, nicht zum mindesten wegen des guten Absatzes der Produkte in der nahen Stadt.

Den Wohlstand des ausgehenden 18. Jahrhunderts hat dann die Fremdherrschaft der fünf Jahre von 1798 bis 1803 gründlich zerstört. Immerhin war es bei uns noch lange nicht so schlimm wie etwa in der Innerschweiz und im Glarnerland. Die Könizer von damals fanden Mittel und Wege, die Not der dortigen Eidgenossen lindern zu helfen, und diese hilfreiche Gesinnung blüht heute noch. *C. Lerch*

General Rupertus Scipio von Lentulus, der im Auftrage Berns ums Jahr 1780 herum die Zwerglandvogtei Köniz regierte. (Aus «General Lentulus» von F. A. Volmar, Bern 1936)

KALEIDOSKOP

Im alte Schuelhus z'Chüniz, wo 1848 [illegible] baue worde, isch bis 1899 o d'Gmeindsbiberei ungerbracht gsy, u derzue no [illegible]ätige für e Gmeindschryber u zwe [illegible]ler: D'Schuel sälber het halt nume [illegible] Klasse gha.

*

Dert, wo hüt d'Farbfabrigg Böhme [illegible], isch früecher e Nudlere gsy. Da het [illegible] Fischer Hans i junge Jahre ei Arm [illegible]ore, wo ner a nere Maschine gwärchet [illegible]. Me hei ihm du e hölzige Arm gmacht [illegible] eme Haage dranne, un är isch Briefträger worde. Mängs Jahr lang isch er als [illegible]ral-Agstellte vom Posthalter Barth der [illegible] Briefträger vo Chüniz-Liebifäld u [illegible] ganze Umgäbig gsy. Wo du d'Schwarzenburgbahn gfahre isch, het är der [illegible]-Chehr zueteilt übercho u het [illegible] Jahre lang dä schtrub Wäg i ds Chüniztal, [illegible]ummershus, uf e Schlierenbärg u über [illegible] u Schwande müesse abschuene. [illegible] der ganz Wäg, wo der Hans i däne [illegible] abgchlopfet het, täti gradus mässe, [illegible] öppe drümal um d'Aerde ume.

*

Die eltischte Lüt z'Chüniz bsinne sech [illegible], dass albe d'Schalewärchler vo Bärn, i [illegible] Ziegelschleider u zäme gchöttelet, sy [illegible] Ziegel brönne. Die Brönnerei isch uf em Rothacher-Hubel gstande, gägenüber der Anstalt Landorf, dert, wo hüt bim schattige Landorf d'Strass über d'Bahn geit.

*

Vor vierzig Jahren stellte die obere Gemeinde nicht nur rund ⅓ der ganzen Gemeindeeinwohnerschaft, sondern zugleich sozusagen alle Gemeindebehörden. Inzwischen ist die Einwohnerzahl von 7500 auf 16 500 gestiegen, das Verhältnis hat sich, wenigstens in den Verhältniszahlen der Einwohner, im gleichen Prozentsatz auf die untere Gemeinde verschoben. Und die Gemeindesteuererträge haben sich inzwischen rund verzwanzigfacht.

*

Bern — Wabern? Nein, wir greifen in kein Wespennest. Aber als Chronisten müssen wir doch auch Kenntnis geben von diesen Diskussionen, die an allen Bier- und Kaffeetischen eifrig geführt werden. Bern möchte Wabern wegen den Steuern, die anderen möchten teilweise auch wegen den Steuern und wieder andere möchten gerade wegen den Steuern nicht. Wenn das Problem in der Gemeinde zum Entscheid kommt, so wird halt da und dort das Portemonnaie den Stimmzettel ausfüllen.